

## Zweimal aufatmen

(...)

**Angelika Klammer:** 2009 entdeckte ein Wissenschaftler bei Recherchen die Securitate-Akte von Oskar Pastior. Pastior wurde, kurz nachdem er aus dem Arbeitslager kam, gezwungen, für den Geheimdienst zu arbeiten. Bei seiner Einreise hat er das den deutschen Behörden gesagt, dann aber jahrzehntelang geschwiegen, es kam erst nach seinem Tod heraus. Würde er jetzt noch leben, hätten Sie gesagt, er solle darüber schreiben. [„Aber immer geschwiegen“. In: Herta Müller: *Immer derselbe Schnee und immer derselbe Onkel*, S. 171] Welche Fragen hätten Sie gehabt?

**Herta Müller:** Ich hätte genau wissen wollen, wie die Anwerbung passiert ist. Auf einem Zettel, den wir gefunden haben, als Pastior tot war, steht unter der Überschrift „Versuchte Rekonstruktion“ das Wort „Kidnapping“. Mich erschreckt dieses Wort. Pastior hat sich nicht nur im Schreiben, auch im Gespräch immer jedes Wort sehr genau überlegt. Er hat nie übertrieben, er war beim Formulieren ausnahmslos zurückhaltend. Auf diesem Zettel steht aber „Kidnapping“. Darunter muss ich mir ja etwas Schlimmes vorstellen. Haben sie ihn in ein Auto gesetzt? Draußen in der Landschaft bedroht oder in einem Zimmer eingesperrt? Man weiß, dass es viele klandestine Orte gab, erpresste Wohnungen in Privathäusern, Hotelzimmer, Schuppen, abgelegene Gebäude jeder Art, ein Angstlabyrinth, in dem die Securitate ungehindert erpresst und gefoltert hat. Ich habe doch schon erwähnt, wie sie mit Rolf Bossert im Auto in ein Waldstück gefahren sind. Pastiors Kidnapping war jedoch fünfundzwanzig Jahre früher, damals waren die Methoden der Securitate noch brutaler.

Aus Pastiors Akte wissen wir, dass er gezwungen wurde, sich zwischen Mitarbeit und Gefängnis zu entscheiden. Nach fünf Jahren Arbeitslager, wo er so viele Internierte verhungern und erfrieren sah, hat er die Verpflichtung unterschrieben, weil er, kaum frei geworden, nicht wieder für Jahre ins Gefängnis wollte. Und in dieser Zeit war kein Urteil unter zehn Jahren denkbar. Aus dieser Unterschrift ist er zehn Jahre nicht mehr herausgekommen, sie hat ihn gequält, bis er Rumänien verlassen konnte. Auf dem Zettel schreibt er auch, er habe regelmäßig Migräne gehabt. Wenn man weiß, wie skrupulös Pastior war, kann man sich denken, wie tief dieser Einschnitt gewesen sein muss. Verlust der Selbstachtung und Schuldgefühle gegenüber anderen. Er nennt die erzwungene Mitarbeit „Ekelkomplex“.

Nachdem er das Lager überlebt hatte, kam er wegen ein paar Lagergedichten ins Visier der Securitate. Sie galten als „antisowjetische Hetze“. Man hatte ihn fünf Jahre ins sowjetische Lager gesperrt und wollte ihn dann wegen sieben Lagergedichten wieder ins Gefängnis sperren – ist das nicht tragisch, wenn einem dann auch noch das Überleben konfisziert wird?

Pastior kam aus der Verpflichtung nicht mehr heraus, konnte aus dieser Unterschrift nicht mehr ausscheren, aber er hat versucht, sich zu verweigern. Er hat ganz selten Berichte geschrieben, nicht einmal einen Bericht pro Jahr. Und seine Berichte sind belanglos. Ich glaube, kein einziger dieser seltenen Berichte ist aus eigenem Antrieb entstanden. Ich kenne viele andere Akten und wundere mich, dass die Securitate Pastiors Nachlässigkeit geduldet hat. Sie grenzt an Untauglichkeit. Und ich frage mich, was diese Passivität ihn gekostet hat.

Dazu kommt noch Pastiors Homosexualität. Auch dafür gab es Gefängnis, er musste auch sein Intimleben verstecken. Er konnte auch damit erpresst werden. Auch die Familie hat nichts davon erfahren dürfen. Wie der Staat und die Leute in der Kleinstadt hätte auch Pastiors Familie kein Verständnis dafür gehabt. Er hatte Angst, sie könnte ihn verstoßen. Die Mutter und Großmutter fragten ihn nach der Heimkehr aus dem Arbeitslager oft: „Hast du kein Mädchen?“ Sowohl staatlich als auch familiär war alles andere undenkbar. Darüber und über die versteckte Homosexualität und zusätzliche Einsamkeit im Arbeitslager hat Oskar Pastior ausführlich mit mir gesprochen. Über die Homosexuellentreffen in der Kleinstadt und dann in

Bukarest. Und wie eine schreckliche Angst umging, wenn Bekannte geschnappt und verhaftet wurden. Und dass man damit rechnen musste, der Nächste zu sein, weil der Verhaftete beim Verhör vielleicht alles ausgeplaudert hat.

Oskar Pastior war bis 1968, bis er bei seinem ersten Besuch im Ausland im Westen bleiben konnte, in den Krallen des Regimes – ein sich selbst weggenommener Mensch, Freiwillig für den Staat und durch Gewaltandrohung zum Spitzel gezwungen. Ein zur Mitarbeit Gezwungener, also wieder Zwangsarbeiter der Securitate. Auf seinem Zettel „Versuchte Rekonstruktion“ beschreibt er sich als „unschuldig schuldig geworden“. Und das sehe ich genauso, nicht weil er es von sich sagt, sondern weil ich seine sieben Berichte in den Akten gelesen habe.

**Klammer:** *Bevor Sie Pastiors Akte kannten, reagierten Sie – auch wegen der engen persönlichen Verbindung zu ihm - sehr heftig.*

**Müller:** Als ich nach seinem Tod von seiner Mitarbeit hörte, war ich entsetzt. Ich konnte mir in ihm keinen agilen Spitzel vorstellen. Die Geschichte mit der Securitate war über vierzig Jahre her, und ich dachte, vielleicht war er früher als junger Mensch und ständig umzingelt von Angst ein ganz anderer. Vor Pastiors Tod bekam man in Rumänien noch keine Akteneinsicht.

In meiner ersten Wut war ich empört, dass mir Pastior trotz der engen Beziehung, trotz all der langen Gespräche über innere Zustände aus dem Lager, über Zwang und das Ende jeder Eitelkeit und jeder Würde, dass ihm trotz dieser Themen das Wort Securitate nie über die Lippen kam.

Ich hab mich dauernd gefragt, wie geht das Schweigen, wenn man so eng befreundet ist? Wie, weiß ich nicht. Aber es geht. Ich glaube, zum einen hatte er große Angst vor meiner Erfahrung mit dem Geheimdienst. Und zum anderen noch größere Angst um uns beide, um unsere Freundschaft. Und in dieser Freundschaft mehr Angst um sich selbst als um mich. Und darin hatte er recht. Egal wie er mir seine Verpflichtung und die zehn Jahre geschildert hätte, ich wäre nicht bereit gewesen, ihm zu glauben, wie unschuldig er schuldig geworden ist. Und wie wenig er in den zehn Jahren berichtet hatte.

Ich hätte auf seine mündlichen Erklärungen abweisend reagiert und geglaubt, er verharmlost, er will sich doch nur herausreden.

Um sich zu schützen, musste Pastior das Verstecken zu seiner zweiten Natur machen. Aus der Ohnmacht hat er jahrelang nicht nur das Draufzahlen gelernt, sondern auch das Schweigen. Und er hatte ein feines Sensorium und ein trauriges Gespür für Zumutungen aller Art. Er hielt dieses Geheimnis für unzumutbar und er hatte recht. Ich hätte ihm nach so einem Geständnis ganz bestimmt die Freundschaft gekündigt. Und er wäre daran noch einmal zerbrochen. Und ich würde mir heute Vorwürfe machen, aber es wäre zu spät, denn er ist tot.

Nach Oskar Pastiors Tod kam es mir vor, als hätte er sein Leben auf Zehenspitzen gelebt. Es ist immer eine Rücksichtnahme in ihm drin gewesen, die so groß war, dass er sich dadurch als Person fast selbst relativierte. Er ist so vorsichtig mit jedem und allem umgegangen. Nicht zufällig nennt er seine Notiz „Versuchte Rekonstruktion“. Er fasste am konkreten Alltag das meiste als Versuch auf. Nach dem Überleben blieb bei ihm die ganze Lebenszeit ein Versuch, ins Zentrum der Person Oskar Pastior war eine Scheu eingebaut. Die Freiheit lag bei ihm in der Gewichtung des Zwangs, zum Beispiel, wo immer er sich befand, mit dem rechten Fuß über die Türschwelle treten, ins Auto einsteigen, aus dem Lift aussteigen. Das waren keine Spielereien, sondern Notwendigkeiten, innere Prinzipien, auf die es ankam. Freiheit war für ihn dieses Umdefinieren des Zwangs, Pastior hatte seine eigene undurchschaubare Sicht auf die Möglichkeiten des Gelingens. Er sprach vom „Gnadenzwinger“ im Leben wie im Schreiben.

Das Leben war für Pastior ein Unikat, aber die Bestandteile des Unikats waren Wiederholungen aus Ketten und Serien von Dingen. Und die hatten ihre Gesetze. Ich glaube, Freiheit hieß bei Pastior nie, ein Gesetz zu brechen, sondern es zu überfordern, bis es sich selbst nicht mehr bestimmen, nicht mehr beachten – also

ihm nichts mehr vorschreiben konnte.

Aus Herta Müller: *Mein Vaterland war ein Apfelkern. Ein Gespräch.* Carl Hanser Verlag, 2014